

SUSANNE STAUN

THRILLER TROPEN

TOTEN ZIMMER



Aus dem Dänischen von
Günther Frauenlob

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »Døderummet«
im Verlag Gyldendal, Dänemark

Published by arrangement with Nordin Agency, Sweden

© 2010 by Susanne Staun

Für die deutsche Ausgabe

© 2012 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Herburg Weiland, München

Gesetzt aus Janson Text von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-50213-8

Es hatte etwas Unwirkliches, so lange auf den Tod zu starren, irgendwie fühlte sich das verboten an, wie wenn man harten Sex beobachtete – aber der Tod – sollte ich lernen – war noch viel schmutziger.

Mikal Gilmore, Shot in the Heart

ODENSE, 12.–13. JULI 2009

3

Ich war den ganzen Sonntag allein zu Hause. Dass Nkem auf dem Weg zur Kirche mit einem Sack Reis und ein paar Kochbananen vorbeikam, ehe sie mit den gleichen Sachen wieder ging, zählte ebenso wenig wie die Tatsache, dass kurz darauf Großvater anrief. Ich war nicht in der Stimmung, mit ihm zu reden und brummte mich durch das Gespräch. Im Prinzip war ich allein, seit ich um 7.30 Uhr am Morgen aufgewacht war. An sich kein Problem. Ich war eigentlich immer allein zu Hause.

Als ich am Abend von meinem Buch aufblickte und zum Fenster sah, wurde mir wieder einmal klar, dass ich ein Problem mit hellen Nächten hatte, diese Nacht eingeschlossen: Sie erzeugten Schuldgefühle in mir. Ich sollte sie nutzen, sagte eine innere Stimme. Aber warum denn, fragte eine andere, draußen sind doch Mücken. Außerdem hatte ich keine Lust, durch die erleuchteten Fenster meiner Nachbarn zu glotzen, und was sollte ich sonst schon tun?

Das Leben vergeht, bald gibt es keine hellen Nächte mehr, meldete die Stimme sich wieder.

Merkwürdig. Als ich jung war, verpasste ich immer das Frühjahr, weil ich auf die Examen lernte. Später dann begann ich zu arbeiten und fand ebenfalls keine Gelegenheit, die Frühjahrszeit zu genießen. Ich bewunderte sie bloß von drinnen durch irgendwelche Scheiben; morgens früh, wenn es noch kalt war, oder dann wieder am Spätnachmittag, wenn lange Schatten die Wärme schluckten.

Ein leiser, willkommener Sommerregen zeichnete weiche Muster auf die schiefergrauen Fensterscheiben. Ich schätzte, dass es gegen zehn Uhr abends war, vielleicht etwas später. Abwesend betrachtete ich einen besonders weichen Tropfen, der sich langsam und voller

Elastizität in die Länge zog, als würden die Zellen sich verändern. Unweigerlich musste ich an die Petersilie denken, die ich Ende Mai in meinen Balkonkasten gepflanzt hatte. Der drei Tage andauernde Regen im Juni hatte sie auf die nasse Erde geklatscht, doch danach hatte sie sich wieder aufgerichtet und war jetzt sogar etwas gelb an den Rändern. Aber was wusste ich schon über Petersilie?

Draußen startete widerwillig der Motor eines Autos. Über mir schlug eine Tür. Schritte auf der Treppe. Zwei Menschen. *Jane Eyre* lag auf meinem Schoß und verbarg die Kordel der grauen Jogginghose. Meine Gedanken kamen und gingen, träge und angenehm, wie sie es immer dann waren, wenn ich ein paar Glas Wein getrunken hatte. Ich sollte nicht trinken, wenn ich Bereitschaft hatte, tat es aber trotzdem. Nicht viel, nur ein bisschen, genug aber, um es erträglich zu machen. Davon wusste der große Mann mit dem seltenen Lächeln aber glücklicherweise nichts. *Ein rechtschaffener Mann, manchmal aber etwas kantig*, hatte einer meiner Kollegen vor etwas mehr als einem Jahr gesagt, als ich mich endgültig entschieden hatte, nach Fünen zu ziehen.

Kantig? Eine Untertreibung.

Nkem hatte den Kopf geschüttelt. Nicht kantig, *oyinbo*, sagte sie. Oyinbo – weiß, einer, der anders ist; ein kleines Wort mit großer Bedeutung.

Nur widerwillig verkorkte ich irgendwann die halbvolle Flasche australischen Syrah und ging ins Bett; widerwillig, weil ich wusste, dass ich doch nicht schlafen konnte. Außer ...

Ich faltete die grüne Decke zusammen, die ich mir auf die Beine gelegt hatte, als ich auf dem Sofa Brontë gelesen hatte, legte sie über die Armlehne, nahm die Katze auf die Schulter, ging ins Schlafzimmer und setzte sie aufs Bett. Sie veränderte ihre Position und schlief weiter.

Ich warf kurz einen Blick in den Spiegel, als ich mir die Zähne putzte, und glaubte in diesem Moment wirklich, eine andere werden

zu können: eine mit etwas längeren Haaren vielleicht, oder eine, die häufiger lächelte. Aber warum sollte ich das?

Ich nahm eine Schlaftablette, meine Freundin Imovane; das Telefon würde ja doch schweigen; und die Schlaftablette wirkte ohnehin nicht lange. Eine Nacht wie die letzte konnte ich nicht noch einmal verkraften. Immer am Rand des Schlafs, aber nie richtig dort. Gespannt, angespannt, aufgewühlt, ohne zu wissen, warum. Die Schlaflosigkeit füllte meinen Kopf mit Gedanken, die ich nicht haben wollte, machte mich mutlos und matt, so dass ich tags darauf einen schweren, todmüden Körper mit mir herumschleppen musste.

Als wäre ich krank.

Nur nicht heute Abend. Ich verschwand, alles wurde still, wohl-tuend, bis ich mit einem Mal weg war, alles schwarz wurde wie bei einer Narkose – neben dem Orgasmus die einzige Form des Kontrollverlusts, die ich wirklich liebte. Schwarze, undurchdringliche Nacht, keine Träume, einfach fort.

Erst als das Telefon zu klingeln begann, kamen die Träume: Ein Telefon klingelte, weit weg, gefolgt von der merkwürdigen Wut darüber, dass niemand den Hörer abnahm. Erst dann wurde mir bewusst, dass es mein Telefon war und nur ich mich in dieser Wohnung befand. Ich und die Katze. Ich tastete in Richtung des Geräuschs, lokalisierte es schließlich auf dem Nachtschränkchen, gleich hinter der Nachtcreme, die samt Handy zu Boden ging. Irgendwie musste ich es aber geschafft haben, die grüne Taste zu drücken, denn von unten hörte ich eine Stimme:

»Dr. Krause?«

Wenn ich mich langsam ausstreckte, konnte ich es vielleicht erreichen, ohne aus dem Bett zu fallen, aber es dauerte seine Zeit, und ich fühlte mich alt und blind.

»Dr. Krause, sind Sie da?«, sagte das Telefon, als ich es endlich in der Hand hielt. Ich war mir noch immer nicht ganz sicher, ob das kein Traum war.

»Ja-a?« Ich fiel zurück ins Bett und richtete den Blick auf die Uhr auf dem Nachttischchen. Die roten Digitalzahlen durchbrachen das Dunkel: 02.55 Uhr.

»Hier ist John P. von der Kriminaltechnik, ich habe einen verdächtigen Todesfall, den Sie sich anschauen sollten.«

»Ja-a?« Ich war mir nicht sicher, ob ich wusste, wer John P. war, aber das war vielleicht ja nicht so wichtig.

»Worum geht es?«, fragte ich, richtete mich auf und versuchte, die Reste des Schlafs abzuschütteln. Ein dumpf dröhnender Schmerz kroch aus meinem Hinterkopf hervor.

»Am Gudmesee liegt eine jüngere Frau. Ich fürchte, es handelt sich um Mord. Könnten Sie kommen – jetzt sofort?«

Langsam wurde ich wach und suchte nach dem Lichtschalter. Gudme, was war das denn noch mal? Kannte ich nicht mal einen Typ, der so hieß ... mit Nachnamen ...? Bjarne Gudme?

»Geben Sie mir die Adresse«, sagte ich und versuchte vergebens, meine belegte Stimme wach klingen zu lassen.

»Sie fahren auf die 305 und von da ...«

»Geben Sie mir einfach die Adresse, ich habe ein Navi.« Meine Stimme klang wirklich, als wäre ich ein uralter Esel. Ich räusperte mich. Jeder hatte ein Navi, jeder, nur der große, kantige Oyinbo nicht, der stammte noch aus dem letzten Jahrhundert und hatte sich und anderen deshalb auch immer so viel zu beweisen.

»Nordre Søvej, 5885 Gudme, und Sie sollten ...«

»Moment ...« Ich konnte ihn atmen hören.

Ich öffnete die Nachttischschublade, fischte einen Block und einen Stift heraus und bat ihn, mir die Adresse noch einmal zu sagen. Als ich alles notiert und zur Sicherheit noch einmal wiederholt hatte und auflegen wollte, sagte er: »Am Ende der Straße müssen Sie nach unten gehen. Da ist so eine Absperrung mit ein paar Blumenkübeln ...«

Ich unterbrach ihn: »Ich finde das schon. Geben Sie mir Ihre Te-

lefonnummer.« Ich wusste, dass ich vergessen haben würde, was er gesagt hatte, noch bevor ich die Wohnung verlassen hatte, denn einen Tatort zu finden, war wirklich nicht schwer, allein schon wegen der Autos, die immer dort standen: ein Ford Mondeo und ein blauer Kastenwagen.

»Okay«, murmelte ich schließlich und legte auf, während er noch immer von Eile redete, weil die Leiche in einer so »unbequemen Stellung« liege. Mir kam das Wort »unbequem« in diesem Zusammenhang ziemlich falsch vor. Andererseits fühlte ich mich exakt wie eine Leiche in einer unbequemen Positur, als ich aufstand und herauszufinden versuchte, was ich zuerst tun sollte. Instinktiv ging ich ins Bad und klatschte mir kaltes Wasser ins Gesicht, jedoch ohne große Wirkung. Dann stieg ich in eine Jeans, die auf dem Wäschekorb lag, konnte mein T-Shirt aber nirgends finden. Noch einmal wusch ich mich mit kaltem Wasser und rubbelte mich anschließend so brutal wie nur möglich trocken, ohne dadurch aber wach zu werden. Dafür kam die Erinnerung. John P. war ein freundlicher Kriminaltechniker, mit dem ich schon einmal zusammengearbeitet hatte und den ich bislang nur im Dunkeln oder im kalten, grellen Licht des Obduktionssaals gesehen hatte. Er war ein Mann, der nicht mehr sagte als unbedingt nötig. Und Bjarne Gudme, war das nicht dieser Medizinstudent mit dem viel zu früh gealterten Gesicht gewesen?

Ich suchte aus dem Wäschekorb ein mehr oder weniger sauberes T-Shirt heraus und zog es an; versuchte mich zu erinnern, ob es draußen warm oder kalt gewesen war, und kam zu dem Schluss, dass wir Sommer hatten und gerade so etwas wie eine Hitzewelle über dem Land lag. Ich sah aus dem Fenster. Im vierten Stock des roten Ziegelhauses gegenüber brannte noch Licht, ansonsten war Odense stockfinster, aber an die undurchdringliche Dunkelheit hatte ich mich nach einem Jahr inzwischen gewöhnt.

Ich warf einen Blick auf die Katze, die noch immer entspannt und wie eine Sichel gekrümmt auf meinem Bett lag, irgendwo weit

weg in ihrer Traumwelt. Während ich auf meiner Zunge herumkaute, überlegte ich mir meinen nächsten Schritt. In meinem Mund herrschte jener Geschmack, den ich mit dem Gefühl verknüpfte, mitten in einer REM-Schlafphase aufzuwachen: eine bittere Trockenheit, die ich sonst nur aus den wenigen, aber erinnerungswürdig beängstigenden Perioden meines Lebens kannte, in denen ich versucht hatte, ein paar Kilo abzunehmen. Einige Male war es mir tatsächlich geglückt, die Fettverbrennungsphase zu erreichen, in der in meinem Blut wie bei einem Zuckerkranken mehr Ketonkörper als Glucose zirkulierten. Ich zündete eine Cecil an, und das Nikotin knallte mit voller Wucht auf meine Nervenspitzen. Vom Geschmack wurde mir dafür schlagartig übel, so dass ich ins Bad rannte und die Zigarette in der Toilette herunterspülte. Rauchen half weder gegen Kopfschmerzen, noch machte es die Welt irgendwie besser. Stattdessen putzte ich mir rasch die Zähne und riss die Augen auf, um dem Schlaf zu trotzen, der mich zurückholen wollte.

Auf dem Weg durch die Tür schnappte ich mir meine Wildlederjacke und den Tatortkoffer. Mir fehlte die Kraft, erst noch den Inhalt zu überprüfen, andererseits war ich ziemlich sicher, das verbrauchte Material nach dem letzten Mal wieder aufgefüllt zu haben.

Ich fühlte mich schrecklich steif und unbeholfen, als ich die zwei Treppen nach unten lief. Irgendwie schienen meine motorischen Fähigkeiten noch im Standby zu sein, so dass ich mich wie eine Verrückte ans Geländer klammerte und die Stufen fixierte, als wollte ich sie so davon abhalten, sich zu bewegen.

Die Straße war komplett verwaist: Sonntagnacht, Montagmorgen; die trägen, ausgelaugten Wochenendkörper schliefen noch tief und die Bürgersteige glänzten leer und schwarz nach dem nächtlichen Regen.

Mein Golf GTI parkte direkt vor der Tür. Das Navi klebte an der Windschutzscheibe, und rechts unterhalb des Lenkrads wartete Dänemarks teuerste Stereoanlage auf mich. Ich war überzeugt davon,

erst dann ein bisschen Respekt vor Odense empfinden zu können, wenn mir diese beiden Geräte in irgendeiner dunklen Nacht geklaut würden. Allerdings wohnte ich mittlerweile bereits ein Jahr hier, und Anlage und Navi waren noch immer unangetastet.

Ich schloss den Wagen auf, warf den Koffer auf den Beifahrersitz und setzte mich hinter das Lenkrad. Den Zettel hatte ich oben in der Wohnung vergessen, aber ich erinnerte mich noch an Gudme und Nordre Søvej.

Das Navi stellte meine Geduld auf die Probe, als es über dreißig Sekunden meine Route berechnete: vierunddreißig Minuten bis Gudme. Ich ließ den Wagen an und genoss das Geräusch des GTI ohne Endschalldämpfer: nicht ganz korrekt, aber eine sehr wohlige Verheißung auf noch mehr Pferdestärken, als sich so schon unter der Motorhaube versteckten.

Ich bog in den Hunderupvej ein, der ebenfalls vollkommen verwaist war, und beschleunigte – gefühlt – in einer Sekunde auf achtzig. Ich liebte mein Auto, liebte seinen Sound und war mir sicher, auch heute die Zeitberechnung meines Navis um mindestens zwanzig Prozent zu unterbieten; 6,8 Minuten, was bedeutete, dass ich in 27,2 Minuten in Gudme sein würde.

Hjallesevej und noch mehr Einöde. Weiterhin keine Menschen, nicht einmal ein Zeitungsbote.

Auf der Niels Bohr-Allé schaltete ich das Radio ein und trat zu den letzten Tönen von *Kun for mig* das Gaspedal durch. Dann machte ich das Radio wieder aus, um zu hören, was das Navi sagte, schaltete es aber wieder ein, als es hieß: zwanzig Kilometer geradeaus. Für einen kurzen Moment war nur sphärisches Rauschen zu hören, denn im Display stand RADIO DIABLO, dann dröhnte *Stupid Girl* in meinen Ohren und erinnerte mich daran, was ich war: *stupid girl, stupid girl, stupid girl, ich, ich, ich*, das alles traf auf mich so voll und ganz zu. Ich war es, die die Musik eingeschaltet hatte, die Musik, die auch dann noch weiterspielen würde, wenn ich selbst bereits tot in

meinem zerschmetterten Auto lag. Das alles hatte ich nur mir zu verdanken. *Stupid girl: Bist du erst tot, geht alles weiter, als wäre nichts geschehen. Gewöhn dich daran.*

Schalte doch dieses Radio aus! Stattdessen drehte ich es lauter. *I'm so glad I'll never fit in*, brüllte Shirley Manson. Auch nach ihrer Stimm-
bandoperation hatte ihre Stimme nichts von der vertrauten Härte
eingebüßt. Ich brauchte Härte, um wach zu werden, brauchte harte
Musik, die mich hin und her warf, damit ich nicht atrophierte. Und
auch ich selbst musste hin und wieder hart angepackt werden, um
nicht schlafend durch das Leben zu rennen. Ich sah auf die Uhr. Das
Navi hatte den Ankunftszeitpunkt bereits um sechs Minuten nach
vorne korrigiert. Nichts half so gut gegen Nervosität wie leere Stra-
ßen und hohe Oktanzahlen. Dabei waren es gar nicht die Toten,
die mich nervös machten, sondern eher die Lebenden, vor allem ihr
Gerede.

Der Pfeil auf dem Display des Navis knickte nach rechts ab. Ich
musste wieder auf schmale Straßen und brauchte Führung, weshalb
ich die Musik ausschaltete.

Am Horizont waren mittlerweile längliche hellblaue und hellrote
Streifen zu erkennen, und sehr bald würde ich wieder sehen können,
dass Südfünen tatsächlich so schön war, wie alle sagten. Ich war seit
dem letzten Jahr nicht mehr so weit südlich gewesen. Damals war es
Faaborg gewesen, eine Landschaft voller Schlösser, Wallgräben und
Bäche. Und seltsam zahmer Gänse, von denen ich noch immer
träumte.

Das Einzige, was ich jetzt sah, waren Einfamilienhäuser, Hecken
und Bodenschwellen. Ich war mitten auf dem Land. Wie merkwür-
dig ist doch die Welt, in der wir leben.

Als ich in den Nordre Søvej einbog, sah ich die vertrauten Autos
und parkte hinter dem blauen Kastenwagen der Kriminaltechnik.
Die angesprochenen Blumenkübel standen mitten auf der Straße.
Ich überprüfte die Zeit und rechnete schnell aus, dass ich die vom

Navi errechnete Zeit um 21,453 Prozent unterboten hatte, aber das Spiel war zu leicht gewesen, um damit brillieren zu können, schließlich war mir auf der ganzen Fahrt kein einziges Auto begegnet.

Ich fischte ein Päckchen Cecil aus dem Handschuhfach, starrte es abwesend an und steckte es wieder in die Tasche. Es war fast schon beunruhigend windstill. Und finster. Nur die Vögel waren bereits wach und machten sich auf ihre emsige, lautstarke Weise bemerkbar, die mich immer denken ließ, dass sie irgendetwas Wichtiges zu verkünden hatten.

Ich dachte an die Asservierung, als ich mir den Schutzanzug aus der Tüte im Kofferraum holte. Zum jetzigen Zeitpunkt hatten die Techniker unter anderem Faserproben vorgenommen und dafür Teile der Leiche abgeklebt, was mir, als ich zum ersten Mal von dieser Technik las, höchst seltsam vorgekommen war. Auch das Wort DNA-Fingerprinting machte mir damals, vor Ewigkeiten, als ich mich noch nicht an die Branche gewöhnt hatte, Schwierigkeiten. Ich musste dabei immer an Handtücher mit hässlichen Flecken denken. Wieder sah ich sie vor mir: Handtücher auf einer Wäscheleine, voller dunkelroter Flecken, die nicht wieder herauszuwaschen waren.

Ich sah mich um: Die Silhouetten der Einfamilienhäuser, Hecken und Bäume zeichneten sich undeutlich vor dem dunkelgrauen Himmel ab. Dieses Fleckchen Erde schlief ebenso selig, menschenleer und lautlos wie Odense. Ich hätte wirklich eine Tasse Kaffee trinken sollen, vielleicht sogar zwei, bevor ich das Haus verlassen hatte. Aber es war schließlich so eilig, die Leiche lag ja in einer unbequemen Stellung.

Wie immer verspürte ich den beinahe unwiderstehlichen Drang, den Schutzanzug schon hier anzuziehen, außer Sichtweite all der Augen, die auf mich warteten. Wenn ich es vermeiden konnte, mich auf einem Polizisten abzustützen, während ich, den Po nach hinten gestreckt, versuchte, meine Beine in die Löcher zu bekommen, wäre mein Leben schon um Dimensionen angenehmer gewesen. Aber das

ging nicht, schließlich wusste ich nicht, mit was ich auf dem Weg zur Leiche in Berührung kommen und dadurch unweigerlich den Tatort verunreinigen könnte. Ich sah zu ein paar krächzenden Vögeln empor, die auf einem Baum saßen. Vogelscheiße, zum Beispiel. Und alle anderen Formen von Kot.

Ich ging zum See hinunter, der wie nasser Lack in der abnehmenden Dunkelheit glänzte. Linker Hand standen einige halbhohe Gewächse, vielleicht ein kleines Wäldchen, zu meiner rechten stand ein aus roten Ziegeln errichtetes Haus. Für einen kurzen Moment dachte ich wieder an all die Häuser, in denen man leben könnte, wenn man denn mehrere Leben hätte. Und an all die Menschen, die viele Kinder bekamen, um viele Leben zu leben. Sofort kam die Enttäuschung über mein eigenes Leben wie ein dunkler Pfeil auf mich zugeschossen und bohrte sich durch mein Hirn. *Geb einfach, vergiss es.*

Je weniger du sagst, desto weniger sagen sie; je weniger du reagierst, desto weniger reagieren sie, betete ich mir im Stillen vor, als der Weg zum See an einem elektrischen Weidezaun endete, in dessen Mitte ein Gatter eingelassen worden war. Ich wusste nicht, ob hinter dem Zaun Tiere weideten, ich sah jedenfalls keine. Der Weg führte nach links abknickend weiter am Zaun entlang. Ein Stück vor mir erkannte ich die Lichter von Taschenlampen, die sich wie wütende Insekten durch die Nacht bewegten, und die vagen Umrisse von Männern in Schutzanzügen. Ihre Stimmen drangen bis jetzt aber nur als leises Murmeln zu mir. Ich folgte dem Pfad, blieb aber stehen, als ich die ersten Worte verstehen konnte, und räusperte mich: John erblickte mich und winkte mich zu sich, doch ich nutzte die Gelegenheit und zog mir schon hier, mich auf einen Zaunpfahl stützend, Schutzkleidung, Überschuhe und Handschuhe an. Die Mundbinde ließ ich noch weg.

Ich hatte die allerbesten Vorsätze. Ich wollte meinen Job machen, so wenig wie möglich sagen, normal sein, am liebsten unsichtbar, und dann wieder nach Hause fahren. Die Kommissare beklagten sich regelmäßig über meinen Ton, dabei bemühte ich mich wirklich: *Je weniger du sagst, desto weniger sagen sie; je weniger du reagierst, desto weniger reagieren sie*, wiederholte ich.

Sie waren dabei, eine Art Zeltdach über dem blassen Körper aufzuspannen, der mit dem Rücken über den Elektrozaun hing. Das weichende Dunkel wurde immer rissiger, und als ich näher kam und schließlich unter der Absperrung hindurchtauchte, nahmen mich die Details immer mehr gefangen, so dass ich die bekannte, etwas kratzige Stimme, die mich begrüßte, kaum wahrnahm. Es war Tommy Karoly, der leitende Hauptkommissar. Ich nickte ihm zu, musterte kurz die Kontur seines Bauches und entdeckte, dass er unter dem Schutzanzug eine zu lange Hose trug. Dann drehte ich mich um und

sah fragend zu John, der mich über eine Strecke gelotst hatte, die die Techniker bereits untersucht hatten.

»Gehen Sie nur zu ihr, der Strom ist ausgeschaltet«, sagte er. Ich mochte wortkarge Männer, sie gaben mir Sicherheit, besonders solche, die meine Gedanken lesen konnten. Er zeigte mit seiner Taschenlampe auf eine sehr junge, nackte Frau. Sie war übel zugerichtet: Schnittwunden am ganzen Körper, abgetrennte Brustwarzen. Schulter und rechte Hand lagen auf dem Gras der Weide, während die linke Hand auf ihrem Bauch ruhte. Das glasklare Gefühl eines Déjà-vu meldete sich in mir: Dieses Stillleben hatte ich schon einmal gesehen, diese Verstümmelung, dieses Mädchen. Ich zog die Mundbinde hoch und trat näher.

John leuchtete mit der Taschenlampe auf den toten Körper, ich hörte die anderen mit der Plane hantieren. Mein Blick aber klebte an der Leiche.

»Sieht aus wie ein Sexualmord, oder?«, hörte ich Karoly sagen, vermutlich zu mir gewandt.

Überflüssige Worte, dachte ich und starrte stumm auf die abgeschnittenen Brustwarzen, *verunreinigen die Welt*. Ich hob den Blick und starrte in zwei durchsichtige, blaue Augen, die leer unter den halb geschlossenen Lidern hindurchblickten. Das Gesicht des Mädchens war schlaff, ihre blonde Mähne berührte beinahe das Gras.

Einer der Männer, weder Karoly noch John – vermutlich einer der Kollegen von Karoly, die ich noch nicht kannte –, sagte:

»Sieht irre aus, oder?«

Sieht irre aus, oder? Wo holen die nur diese Worte her?

Ich ignorierte ihn und streifte mit meinem Blick weiter über den Körper mit all seinen klaffenden Schnitt- und Stichwunden, ein Mosaik aus getrocknetem Blut. Die Tote war schlank und bei näherem Hinsehen gar nicht blass, sondern sonnenverbrannt mit sichtbaren Bikinistreifen; wo die Sonne zugeschlagen hatte, war ein fahles Rot zu erkennen. Als ich in ihrem Alter war, dachte ich, lag ich im Kon-

gens Have in Kopenhagen und paukte Anatomie. Splitternackt und grenzenlos braungebrannt, ohne Bikinistreifen.

»Was wissen wir?«, fragte ich, ohne den Blick von der Leiche zu nehmen.

»Nicht viel, aber möglicherweise ist das die, die Dienstagabend verschwunden ist, ich warte noch auf ein Foto. Die Vermisstenstelle sucht das gerade heraus«, sagte Karoly.

»Ich wette, das ist sie nicht«, sagte eine Stimme, die ich nicht kannte. »Die war doch aus Odense, aber klar, theoretisch könnten die sich ja auch bewegt haben.« Schon wieder so ein Déjà-vu.

»Die Frau, die wir letztes Jahr in Faaborg gefunden haben, stammte auch aus Odense«, begann ich und dachte: *verdammt viel Ähnlichkeit mit der hier*. »Sie waren im letzten Jahr nicht dabei, Karoly, das war ... Ihr Kollege, dieser andere, ich vergesse immer seinen Namen, ist aber auch egal. Aber erinnern Sie sich an den Fall beim Schloss Hvedholm? Ich glaube, das Opfer hieß Camilla Porsman. August, letztes Jahr?«

Camilla Porsman war mein erstes Mordopfer auf Fünen gewesen, ich war damals gerade erst hergezogen. Auf jeden Fall war die Decke, unter der ich schlief, noch nicht bezogen gewesen, als das Telefon mitten in der Nacht klingelte.

»Ich erinnere mich ganz dunkel«, sagte Karoly. Ich schnappte ein leises Seufzen auf, als wollte er sagen: *Ich habe so viel zu tun, wie soll ich mich da an alles erinnern?* ... Er stand unter Stress, während mein Leben ein Meer aus Zeit war, die ich nicht auszufüllen vermochte. Und was taten die anderen Menschen? Davon abgesehen, mich zu mystifizieren und dazu zu bringen, mich irgendwie fehl am Platze zu fühlen.

»Neunzehnjähriges Mädchen«, begann ich langsam. »Rücklings auf einem umgekippten Gartenstuhl liegend zurückgelassen. Am Wasser. Der Kopf war unter Wasser, die Beine ragten in die Luft. Blond und hübsch und jung wie diese hier. Auch ihre Brustwarzen

waren abgeschnitten, sie glich ... die Art, wie sie zugerichtet war, erinnerte an die Vorgehensweise hier.« Ich hatte die Leiche noch nicht einmal untersucht und stand schon wieder da und füllte die Luft mit überflüssigen Worten. Ich konnte hören, wie Karoly fleißig etwas auf seinem Block notierte.

Ich schloss für einen Moment die Augen. Was ich nicht vergessen konnte und auch niemals vergessen würde, war der Anblick der drei zahmen Gänse, die über die misshandelte Leiche watschelten, an ihren Haaren zerrten und in ihre Scheide pickten wie Raubtiere.

»Er hätte sie einfach in den Wallgraben werfen können«, sagte ich laut, aber eher zu mir selbst, denn für die anderen ergab das natürlich keinen Sinn. Das Schloss Hvedholm verfügt über einen beeindruckenden, pittoresken Wallgraben, in dessen Nähe sich dieser kleine, blöde Teich befand. Er hätte sie wirklich beim Schloss liegenlassen sollen.

Erst als Karoly neben mir stand, reagierte ich. Er schüttelte den Kopf. »Ich erinnere mich gut, nur nicht an alle Details.«

»Das war Anfang August. Sie waren noch in den Ferien. Die Ermittlungen wurden irgendwann eingestellt ...«

»Ausgesetzt«, unterbrach Karoly mich. »Mordermittlungen werden nie eingestellt.«

»Whatever. Das Mädchen war an einem anderen Ort ermordet und dort am Wasser nur abgelegt worden. Gefunden wurde sie in einer Samstagnacht von einem ziemlich betrunkenen Hochzeitsgast, der prompt einen Schock bekam. Klar, ein Mann – wer hat die hier gefunden?«

Er kitzelte noch etwas auf seinen Block, ehe er aufblickte. »Ein Liebespärchen, Teenager mit sehr roten Augen und großen Pupillen. Sie waren wohl auf dem Weg zum See, um zu ... Sie wissen schon ...« Er machte die Bewegungen und ich sah weg. »Es sind immer Betrunkene oder Ornithologen. Andere Leute schlafen nachts.« Er lachte etwas zu laut für die gedämpften Stimmen um ihn

herum und viel zu laut für mich. Am liebsten hätte ich ihm eine geknallt – wie immer, wenn ich ihn traf –, stattdessen nahm ich den linken, nach unten hängenden Arm des Opfers und versuchte, ihn zu beugen. Die Leichenstarre war schon recht ausgeprägt, so dass es mir nur gelang, indem ich meinen anderen Arm gegen ihre Schulter stemmte. Ich ließ den Arm vorsichtig los und sah in Richtung des anderen Technikers, der plötzlich ein paar Meter von mir entfernt aufgetaucht war. Ein anonym junger Kerl, den ich noch nie gesehen hatte. Er nickte mir freundlich zu und sagte, er hieße John. Mein lautes Seufzen konterte er mit einem Lachen und meinte: »Nennen Sie mich einfach den kleinen John, das macht die Sache einfacher.« Ohne weitere Worte trat er zu der jungen Frau und hielt sie fest, damit sie nicht vom Zaun rutschte. Ich begann nach Totenflecken zu suchen und fand ein paar deutlich ausgeprägte rote Stellen an der Rückseite der Beine. Warum mussten die auch alle John heißen? Gab es bei der Polizei denn keinen William oder Alexander?

»Darf ich zuschauen?«, fragte der kleine John. »Ich habe nicht so viel ... ich bin erst ziemlich frisch dabei.«

»Ich suche nach Totenflecken«, sagte ich automatisch, »wissen Sie, was das ist?«

Er nickte etwas zögernd.

»Die entstehen, weil das Blut nach Eintritt des Todes durch die Schwerkraft bedingt innerhalb der Gefäße absinkt, die roten Blutkörperchen werden bei diesem Prozess durch intravasale Hämolyse ... gehen dabei kaputt, und dann bekommt das Gewebe diese typische rot-violette Färbung. Die Farbe hängt vom Sauerstoffgehalt ab und ist umso frischer rot, je höher der Sauerstoffgehalt ist. Hier sind die Totenflecken sehr hell, was ganz einfach damit zu tun hat, dass nicht mehr so viel Blut im Körper ist.«

Ich wusste genau, wie ich klang. Aber eine andere Erklärung gab es nicht.

Ich sah zu ihm auf und musste ihn einfach anlächeln. *Augen groß*

wie Teetassen. Der Umzug nach Odense hatte mir und meiner Ausdrucksweise wohl schon ein bisschen geschadet.

John stand noch immer da und leuchtete uns mit seiner Taschenlampe. Dieser John musste dann jetzt der große John sein – nicht wegen seiner Körpergröße, er war klein und drahtig, etwa meine Größe, nicht der Rede wert, aber er war in meinem Alter. Man könnte ihn auch den alten John nennen.

»Brauchen Sie mal eine Pause, John?«

»Ich nehme die«, der kleine John streckte seinen Arm zu ihm aus und nahm ihm die Taschenlampe ab.

Ich sah mich um: »Sagen Sie mal – wo ist eigentlich das ganze Blut? Sie haben kein Blut gefunden, oder?«

Der kleine John schüttelte den Kopf. »Kein Blut. Nada.«

»Gar keins?«

Er schüttelte den Kopf. »Keinen Tropfen.«

»Die Wunden sind frisch, sie muss stark geblutet haben«, sagte ich, »und trotzdem ist kein Blut unter der Leiche.« Ich redete wie zu mir selbst. »Er hat sie an einem anderen Ort ausbluten lassen, sie dort getötet und hier nur abgelegt.«

Karoly sagte kein Wort, und als ich mich zu ihm wandte, sah ich, dass er etwas auf seinem Block notierte. Sein Kollege, den ich nie zuvor gesehen hatte, blickte Karoly über die Schulter und verfolgte, was er schrieb. Auch er schien eine zu lange Hose zu tragen.

»Genau wie bei diesem anderen Mädchen«, sagte ich.

»Dann herrschen hier wohl endlich auch amerikanische Verhältnisse«, sagte Karoly. »Wenn es derselbe Täter ist.« Er kramte mühsam einen Kaugummi aus der Innentasche seiner hinter dem Schutzanzug verborgenen Jacke hervor.

»Endlich?«, wiederholte ich.

»Ich meinte ... schließlich ... zu guter Letzt ... wie sagt man das denn. Ich wollte damit nicht ausdrücken, dass ich mit Sehnsucht darauf gewartet habe.«

»*Inzwischen* würde passen«, sagte ich monoton und sah mir den Venushügel des Mädchens an, wo die Stiche besonders zahlreich und tief waren: »Dann herrschen hier wohl *inzwischen* auch amerikanische Verhältnisse, aber können Sie das eigentlich schon mit Sicherheit sagen? Brauchen wir nicht drei Tote, um wirklich davon auszugehen, dass wir es mit einem dänischen Serienmörder zu tun haben?«

»Sie wissen, was ich meine«, begann Karoly, und ich beeilte mich, das Thema zu wechseln: »Wenn Sie die Bilder gemacht haben, die Sie brauchen, nehmen wir sie vom Zaun, damit ich mir ihren Rücken ansehen kann.«

Der kleine John breitete einen Leichensack auf dem Gras am Boden aus und öffnete ihn. Karoly hielt die Lampe, und die beiden Johns halfen mir, den steifen, kalten Körper vom Elektrozaun zu nehmen, einmal zu drehen und dann vorsichtig auf den Leichensack neben dem Pfad zu legen. Ich holte mein Digitalthermometer heraus und schaltete es ein. Alle sahen zu, niemand sagte etwas, eine Ader an meiner Schläfe erwachte und begann zu pochen. Ich *hatte* daran gedacht, die Batterie zu wechseln, das Ding *musste* einfach funktionieren.

Der kleine John kniete sich neben mich, und ich spürte seinen Blick. Ich sah zu ihm hinüber, bevor ich anfang. »Die Messung der Körpertemperatur ist wichtig, sie hilft uns, den Zeitpunkt des Todes zu ermitteln. Die zuverlässigsten Resultate erhält man, wenn man im Gehirn misst, aber wer will schon ein Thermometer durch die Knochen am Ende der Nasenhöhle stoßen? Ich jedenfalls nicht. In Århus machen sie das aber, ohne mit der Wimper zu zucken.« Der kleine John lächelte mich vorsichtig an.

»Das ist aber ein Nachteil für die Obduktion, denn in den Bereichen, in denen das Thermometer durch den Knochen gepresst worden ist, können wir andere Schädigungen oder mögliche Krankheiten dann kaum noch identifizieren. Es ist deshalb der beste

Kompromiss, die Temperatur im Gehörgang, unmittelbar vor dem Trommelfell zu messen.« In Kopenhagen hatten wir die Temperatur immer im Enddarm gemessen, aber hier auf der Insel meinten sie, über das Ohr sei es präziser, was möglicherweise auch stimmte.

Ich maß mit dem Thermometer die Lufttemperatur. Sie betrug vierzehn Grad Celsius. Dann schob ich den Metallfühler vorsichtig in das rechte Ohr des Mädchens, bis ich einen Widerstand spürte. Sie trug einen winzigen, goldenen Ohrstecker. Karoly begann ungeduldig auf und ab zu hüpfen. Ich sah ihn nicht, weil er hinter mir stand, bemerkte es aber trotzdem.

»Müssen Sie aufs Klo?«, fragte ich, ohne mich umzudrehen. *Jetzt stehen Sie doch still, Sie Psychopath.*

»Nein, könnten Sie mir eine erste Schätzung geben?«

»Immer mit der Ruhe«, sagte ich und sah auf das Thermometer. Es zeigte vierundzwanzig Grad.

»Das ist noch schwerer als sonst«, begann ich und sah zum kleinen John hinüber. »Die Tote ist bewegt worden, und wir wissen nicht, welche Temperatur am eigentlichen Tatort geherrscht hat. Normalerweise gleicht sich die Körpertemperatur im Laufe von vierundzwanzig Stunden der Umgebung an, aber vielleicht ist sie gestorben, als es wärmer war. Wäre sie hier gestorben, würde ich aus dem Temperaturunterschied zwischen Luft und Körper und Abend und Nacht in etwa darauf tippen, dass sie rund zehn Stunden tot ist, aber dann müsste sie seit gestern Abend um sieben Uhr hier gelegen haben, und das ist unwahrscheinlich, denn dann wäre sie vorher entdeckt worden.«

Der kleine John saß mucksmäuschenstill da, während Karoly hinter mir unruhig hin und her trippelte und seinen Untergebenen, der mir (zum Glück) noch nicht vorgestellt worden war, etwas zuflüsterte. Es ging wohl darum, dass die Kollegen in der Nachbarschaft herumfragen sollten, wie oft dieser Pfad abends und nachts benutzt wurde.

»Ich kann nicht ganz ausschließen, dass sie erst kurz vor ihrer Entdeckung hier plaziert worden ist, wenn das auch unwahrscheinlich ist, da sie Totenflecke an den Fußsohlen hat. Wobei die Totenflecke bei ihr generell nur schwach ausgeprägt sind. Ich würde annehmen, dass sie ein paar Stunden lang hier über dem Zaun gehangen hat.«

»Warum an den Fußsohlen?«, fragte der kleine John und kratzte sich am Kinn, so dass das Licht seiner Taschenlampe für einen Augenblick seine Wimpern anstrahlte. Sie waren lang und hell.

»Die Schwerkraft. Das ist ein passives Absacken des Blutes, und die Fußsohlen sind der tiefste Punkt.« Hinter mir klingelte Karolys Handy, ein hässlich schriller und viel zu lauter Ton, der die Sommernacht durchschnitt.

»Kann man hier denn nirgendwo einen Kaffee bekommen?«

Ich konnte mich nicht mehr zusammenreißen, hinter meinen Augen schmerzte es schon lange. Der kleine John schüttelte bedauernd den Kopf, sein schiefes Lächeln ließ deutlich erkennen, dass er die gleichen Gelüste hatte.

»Haben Sie noch mehr Fragen?« Er schüttelte langsam den Kopf.
»Im Moment nicht.«

Ich zuckte zusammen, als Karoly plötzlich meine Schulter berührte. »Zwischen Ørbæk und Ferritslev liegt ein toter Verkehrspolizist im Straßengraben«, sagte er. Ich hatte Karolys Stimme schon immer verabscheut. Sie war einfach ein paar Dezibel zu hoch, um angenehm zu sein, und überdies verkündete sie mir immer Sachen, die ich nicht hören wollte.

»Mein Kollege meint, es sähe irgendwie merkwürdig aus. Sie dachten erst, er wäre von irgendwem angefahren worden, aber am Motorrad ist kaum etwas zu erkennen. Der Beamte trägt keinen Helm, und sein Schädel ist zerschmettert. Können Sie sich den ansehen, wenn Sie hier fertig sind?«

Wieder so eine rhetorische Frage! Ich schloss die Augen für einen Moment und wusste, dass der kleine John mich beobachtete, mit

diesem seltsam zögernden Lächeln in den Augen, von dem ich bereits ganz abhängig geworden war.

Super. Plötzlich wurde mir bewusst, wie lächerlich ich mit meinem grünen Häubchen und der weißen Mundbinde aussehen musste. Am liebsten hätte ich hysterisch gelacht.

»Natürlich«, sagte ich zu Karoly. »Ich bin hier in einer Viertelstunde fertig, ich schaue ihn mir dann auf dem Rückweg an.«

Liebes Tagebuch,

(Gott, wie kitschig, »liebes Tagebuch« zu schreiben. Geil, muss ich wieder tun.) Willkommen in der Welt meiner Geheimnisse.

Schon vor langer Zeit hätte ich mich dir anvertrauen sollen, damals war ich aber wohl noch nicht dazu bereit, über mich selbst zu schreiben und das alles schwarz auf weiß vor mir zu sehen. Vielleicht ist das aber sogar ein Vorteil, denn so kriegst du mich nackt zu sehen, destilliert durch die Erinnerung und mit ausreichend Weitblick.

Natürlich gibt es Bereiche aus meiner Kindheit, an die ich mich jetzt nicht mehr bis ins letzte Detail erinnere, andere leuchten dafür aber umso klarer und erinnern mich daran, wie vielschichtig Geheimnisse sein können.

Um es frei heraus zu sagen: Die ganze Zeit über allein mit ihnen zu sein, ist einfach unerträglich. Man braucht einen Zeugen, einen Mitwisser; das ist ein Drang, eine Verlockung, mindestens so stark wie Evas Apfel. Es ist wie ein Kitzeln im Bauch, ein innerer Druck – je mehr Geheimnisse, desto höher der Druck, doch weiht man einen anderen in seine Geheimnisse ein, *nur einen*, und teilt sie mit jemandem, fühlt es sich an, als würde der Druck im innersten Kessel abnehmen. Man ist erleichtert, fühlt sich fast so, als würde man weniger wiegen, weil einem jemand eine Last abgenommen hat. Aber es darf nur einen anderen geben, einen Zeugen, einen Mitwisser – *niemals mehrere*.

Ich bin nicht der Einzige, dem das so geht. Es heißt nicht umsonst, *sich das Herz erleichtern*, was man ja tatsächlich auch tut, wenn man seine Sünden gesteht. Sünden, Scham und Verbote sind die Basis aller Geheimnisse. Nur behält man die meistens für sich, wenn man nicht dumm oder krank ist.

Obwohl ich weder dumm noch krank bin, laufen die Dinge in meiner Welt nicht ganz so ab. Ich erleichtere natürlich auch mein Herz, aber nicht von den Sünden und der Scham, sondern nur von dem Verbotenen – ich meine dem, was vor dem Gesetz verboten ist. Mein Gewissen

hat nichts gegen Sünden, und ich habe, wie man so schön sagt, kein Schamgefühl; darum müssen andere sich kümmern, was sie auch tun. Manche verbringen ihr ganzes Leben damit. Ich habe mich nie geschämt – und wenn doch einmal, dann für andere. Für ihre Dummheit und Genügsamkeit, darüber, wie wenig die Menschen fordern und wie schlecht sie darin sind, Glück und Freude in ihr Leben zu bringen. Sie geben sich einfach immer mit viel zu wenig zufrieden.

Was muss, das muss, war immer mein einfaches und ehrliches Lebensmotto.

Ich verstehe zum Beispiel den Onanierer, der sich schämt und lieber sterben würde als zuzugeben, was er tut, wenn die Hände erst unter der Decke sind. Würde ich onanieren, stünde das sicher auch nur hier und nirgendwo sonst.

Aber das tue ich nicht. Es ist so beschämend, so einfach und billig.

Wenn mich als kleiner Junge das Verlangen überkam, schlich ich mich zu meiner Mutter. Sie hielt den Mund und verriet unser Geheimnis nie, dafür war ihre Scham viel zu groß. Sie schämte sich für mich und für sich. Ich aber schämte mich nur für sie; für ihre Hilflosigkeit; ihre Scham darüber, dass ihr Mann sie nicht haben wollte; und dafür, eine Mutter zu haben, die das alles schweigend und wortlos geschehen ließ. Sie würde unser Geheimnis niemals verraten, denn wenn sie das tat, wäre ihr Leben in dieser Scheißstadt so gut wie vorbei. Dafür lohnte es sich zu kämpfen.

Hätte meine Mutter, die Frau des Oberarztes, zugegeben, ja öffentlich eingestanden, dass sie es mit ihrem dreizehnjährigen Sohn trieb, wäre sie in jeder Provinzstadt fertig gewesen, erst recht in diesem Kaff Bogenese. Das sei sicher nur ihre kranke Fantasie, würden die Leute hinter ihrem Rücken sagen und ihr Blicke zuwerfen, mit denen sie sie am liebsten einsperren oder auf die Titelseite der Regenbogenpresse verbannen würden, damit die Nachricht dort, zwischen all den anderen unglauwbwürdigen Meldungen aus einer unglauwbwürdigen Welt unterging. Das wäre das Ende ihrer traurigen Bekanntschaften mit den anderen Oberklassefrauen und Arztgattinnen, deren Gesellschaft meine Mutter beständig

suchte und ohne die sie – wie sie selbst meinte – nicht mehr leben konnte. Sie müsste wegziehen, weit weg, sich das Leben nehmen, sich auf die eine oder andere Weise selbst entfernen. All das wusste sie ganz genau, ich habe ihr das nie sagen müssen. Sie war eine begabte Frau, begabt, aber erbärmlich und voller Angst – eine Angst, die ich ihr selbst hatte einbleuen müssen: Angst lähmt Körper und Seele wie ein seltenes, über alle Spektren reichendes Schlangengift.

Angst kontrolliert das Leben. Wenn man sie denn kennt. Ich selbst habe keine Angst.

Also, nein, ich habe nie onaniert. Ich habe mich nie mit etwas derart Billigem begnügt. Hatte nie Angst, die Wahrheit hinzunehmen, wie erschreckend sie auch ist.

Das Leben ist voller guter Gelegenheiten, wenn man nur den Kopf an der richtigen Stelle sitzen hat und seine Geheimnisse bewahren kann.